Victoria Schwab

VERFLUCHT

Victoria Schwab

VERFLUCHT

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Julia Walther

HEYNE

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel *The Near Witch*
bei Hyperion, New York

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2011 by Victoria Schwab
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Babette Mock
Umschlaggestaltung: Martina Eisele, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-53431-5

www.heyne-fliegt.de

KAPITEL EINS

Es knackt kurz, zischt, schlägt Funken. Fauchend erwacht das Streichholz zum Leben.

»Bitte«, ertönt eine leise Stimme hinter mir.

»Es ist schon spät, Wren«, sage ich. Das Feuer nagt am Holzstäbchen in meiner Hand. Ich halte das Streichholz an jede der drei Kerzen, die nebeneinander auf der niedrigen Kommode am Fenster stehen. »Zeit zu schlafen.«

Als alle Kerzen brennen, lösche ich das Streichholz und die ersterbende Flamme hinterlässt eine Rauchfahne.

Nachts erscheint alles anders. Klarer umrissen. Jenseits des Fensters ist die Welt voller Schatten, die sich als schroffes Relief zusammendrängen, irgendwie scharfkantiger als bei Tageslicht.

Auch Geräusche wirken nachts lauter. Ein Pfiff. Ein Knacken. Das Flüstern eines Kindes.

»Nur noch eine«, bettelt sie und kuschelt sich in ihre Decke. Ich seufze. Mit dem Rücken zu meiner kleinen Schwester streiche ich mit dem Finger über die Kanten der Bücher, die neben den Kerzen gestapelt sind. Ich merke, wie ich weich werde.

»Es darf auch eine ganz kurze sein«, meint sie.

Meine Hand verweilt auf einem alten grünen Buch, während der Wind summend ums Haus fährt.

»Na gut.« Wie es scheint, kann ich meiner Schwester nichts abschlagen. »Aber nur eine«, füge ich hinzu und drehe mich wieder zum Bett um.

Wren seufzt glücklich in ihr Kissen, als ich mich neben sie lege.

Die Kerzen malen Lichtbilder an die Wände unseres Schlafzimmers. Ich hole tief Luft.

»Der Wind, der übers Moor weht, ist ein tückischer Wind«, beginne ich zu lesen, und Wrens kleiner Körper sinkt noch tiefer in die Matratze. Ich vermute, dass sie mehr dem Auf und Ab meiner Stimme lauscht als den Worten selbst. Die kennen wir sowieso beide auswendig – ich von meinem Vater, und Wren von mir.

»Von allen Elementen des Moores – Erde und Steine, Regen und Feuer – hat der Wind die größte Kraft in Near. Hier, am Rand des Dorfes, drängt sich der Wind dicht heran und bringt die Fenster zum Ächzen. Er flüstert und heult und singt. Er kann seine Stimme verstellen und sich in beliebige Gestalten verwandeln, lang und dünn genug, um unter der Tür hindurchzugleiten, kräftig genug, um wie ein Körper mit Gewicht und Atem und Knochen zu erscheinen.

»Der Wind war hier, als du geboren wurdest, als ich geboren wurde, als unser Haus erbaut und der Rat gebildet wurde, und sogar damals schon, als die Hexe von Near lebte«, lese ich mit einem kleinen Lächeln, wie mein Vater es immer tat, denn an dieser Stelle beginnt die eigentliche Geschichte.

»Vor langer, langer Zeit lebte die Hexe von Near in einer kleinen Hütte am äußersten Rand des Dorfes, und sie sang des Abends die Hügel in den Schlaf.«

Wren zieht die Bettdecke nach oben.

»Sie war sehr alt und sehr jung, je nachdem wie sie den Kopf drehte, denn niemand kennt das Alter von Hexen. Die Moorbäche waren ihr Blut und das Heidegras ihre Haut, ihr Lächeln war freundlich und schroff zugleich, wie der Mond in der dunklen, finsteren Nacht …«

Ich komme fast nie bis ans Ende der Geschichte. Schon bald gleicht Wren, die sich in ihren Träumen unruhig neben mir regt, einem tief atmenden Deckenknäuel. Die drei Kerzen auf der Kommode brennen noch immer, neigen sich tropfend einander zu und bilden Pfützen auf dem Holz.

Wren hat Angst vor der Dunkelheit. Früher habe ich die Kerzen die ganze Nacht brennen lassen, aber sie schläft so schnell ein, und falls sie doch einmal aufwacht, findet sie meist mit geschlossenen Augen den Weg ins Zimmer unserer Mutter. Inzwischen bleibe ich für gewöhnlich wach, bis sie eingeschlummert ist, und puste die Flammen dann aus. Wozu die Kerzen vergeuden oder womöglich das Haus in Brand stecken. Meine nackten Füße berühren den alten Holzboden, als ich aus dem Bett schlüpfe.

Von den Kerzen wandert mein Blick zu den Wachspfützen, die von kleinen Fingerabdrücken übersät sind, weil Wren sich gerne auf Zehenspitzen stellt und Muster hineinmalt, solange das Wachs noch warm ist. Gedankenverloren streiche ich darüber, als etwas, der Hauch einer Bewegung, meinen Blick zum Fenster zieht. Dort ist nichts. Die Nacht draußen ist still und von silbernen Lichtfäden durchwoben, der Wind atmet gegen die Scheibe, ein ungleichmäßiges Summen, das den alten Holzrahmen ächzen lässt.

Meine Finger wandern vom Wachs zum Fensterbrett, wo ich den Wind durch die Mauerritzen spüre. Er wird stärker.

Als ich noch klein war, sang mir der Wind Schlaflieder. Trällernde, summende, hohe Töne, die den Raum um mich herum füllten, sodass es selbst dann nie still war, wenn alles ruhig zu sein schien. Mit diesem Wind bin ich aufgewachsen.

Heute Nacht jedoch klingt es anders. Als wäre eine neue Melodie hineingewoben, tiefer und trauriger. Unser Haus steht am nördlichen Rand von Near und hinter den verwitterten Fensterscheiben breitet sich das Moor aus wie ein Stoffballen: Hügel um Hügel mit Heidegras, von Felsen gesprenkelt, dazwischen ein Fluss oder zwei. Ein Ende ist nicht in Sicht, und die Welt scheint in Schwarz-Weiß gemalt, klar und still. Ein paar Bäume ragen zwischen den Steinen und dem Kraut aus der Erde, aber trotz dieses Windes ist alles seltsam reglos. Und doch könnte ich schwören, ich hätte gesehen –

Wieder bewegt sich etwas.

Dieses Mal sind meine Augen wachsam genug, es zu erfassen. Am Rand unsers Hofes, auf der unsichtbaren Linie, wo das Dorf endet und das Moor beginnt, bewegt sich eine Gestalt. Ein Schatten zuckt und tritt nach vorn, sodass ihn ein Lichtstrahl des Mondes erfasst.

Ich kneife die Augen zusammen und drücke die Handflächen ans kühle Glas. Der Schatten ist ein Körper, wenn auch viel zu dünn, als hätte der Wind daran gezogen und etwas davon fortgezerrt. Das Mondlicht huscht über Stoff und Haut, einen Hals, ein Kinn, einen Wangenknochen.

In Near gibt es keine Fremden. Ich habe jedes Gesicht tausend Mal gesehen. Nicht jedoch dieses.

Der Fremde steht einfach nur da, blickt zur Seite. Und trotzdem ist er nicht *ganz* da. Irgendetwas an der Art, wie der

kühle blauweiße Mond sein Gesicht erhellt, erweckt den Eindruck, als könnte ich mit den Fingern hindurchgreifen. Seine Umrisse sind an den Kanten verwischt, lösen sich auf beiden Seiten in Nacht auf, so als sei er ständig in Bewegung. Doch das muss an der trüben Scheibe liegen, denn er steht einfach nur da und starrt vor sich hin.

Die Kerzen neben mir flackern, und auf dem Moor frischt der Wind auf. Der Körper des Fremden scheint sich zu kräuseln und zu verblassen. Fast gegen meinen Willen drücke ich mich ans Fenster, will es aufreißen, etwas sagen, die Gestalt zurückrufen, als sie sich plötzlich bewegt. Sie wendet ihr Gesicht zum Haus und zum Fenster, mir zu.

Ich schnappe nach Luft, als die Augen des Fremden mich fixieren. Augen, die dunkler sind als Flusssteine, doch irgendwie leuchtend, und die das Mondlicht aufsaugen. Augen, die sich kaum merklich weiten, als sich unsere Blicke begegnen. Ein einziger, langer, unverwandter Blick. Dann scheint der Fremde sich auf einmal aufzulösen, ein scharfer Windstoß lässt die Fensterläden von außen gegen die Scheibe schlagen.

Das Geräusch weckt Wren, sie murmelt irgendetwas, schält sich im Halbschlaf aus den Decken und tapst durchs mondbeschienene Zimmer. Sie sieht mich nicht einmal dort am Fenster stehen, wo ich auf die hölzernen Lamellen starre, die den Fremden und das Moor verdecken. Ich höre, wie sie die Tür zum Zimmer unserer Mutter öffnet und sich zu ihrem Bett tastet. Auf einmal ist es still. Ich drücke das Fenster gegen den Widerstand des Holzes auf und stoße die Läden zurück.

Der Fremde ist verschwunden.

Ich habe das Gefühl, als müsste die Luft an der Stelle, wo er fortgewischt wurde, irgendwie anders sein. Doch es gibt keine

Spuren. Egal, wie sehr ich mich anstrenge, sehe ich nichts als Bäume und Felsen und die sanften Hügel.

Wie ich so in die leere Landschaft hinausstarre, erscheint es mir ausgeschlossen, dass ich ihn wirklich gesehen habe, dass ich überhaupt jemanden gesehen habe. Schließlich gibt es keine Fremden in Near. Schon lange nicht mehr, schon bevor ich geboren wurde, bevor das Haus erbaut und der Rat … Er wirkte auch nicht echt, nicht ganz *da*. Ich reibe mir die Augen und merke, dass ich den Atem angehalten habe.

Mit der Luft des Ausatmens blase ich die Kerzen aus.

KAPITEL ZWEI

»Lexi.«

Das Licht sickert zwischen den Laken hindurch. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf und merke, wie meine Gedanken zum vergangenen Abend wandern, zu Schattenformen auf mondhellem Moor.

»Lexi«, ertönt die Stimme meiner Mutter erneut und dringt diesmal bis in meinen Deckenkokon hinein. Sie gräbt sich zu mir hindurch, zusammen mit dem Morgenlicht. Die Erinnerung scheint zu verblassen.

Von meinem Nest aus höre ich das Getrappel von Füßen, gefolgt von einer kurzen Stille. Ich wappne mich und bleibe völlig reglos, als ein Körper auf dem Bett landet. Kleine Finger zerren an den Decken.

»Lexi«, sagt eine neue Stimme, eine hellere Variante meiner Mutter. »Steh jetzt auf.« Ich täusche immer noch Schlaf vor. »Lexi?«

Blitzschnell strecke ich die Arme aus und packe durch die Laken hindurch meine Schwester, um sie in eine Bettdeckenumarmung zu ziehen.

»Hab dich!«, rufe ich. Wren quietscht begeistert auf. Dann windet sie sich aus meinem Griff, woraufhin auch ich mich aus den Decken befreie. Die dunklen, widerspenstigen Locken fal-

len mir ins Gesicht. Wren hockt auf der Bettkante und lacht ihr ansteckendes Lachen. Ihr Haar ist blond und ganz glatt. Es umfließt wie immer geschmeidig ihr Gesicht und hängt brav auf die Schultern herab. Ich vergrabe meine Finger darin und versuche, es zu zerzausen, aber sie lacht bloß und schüttelt den Kopf, woraufhin sich ihre Haare wieder in perfekter Ordnung glätten.

Das sind unsere Morgenrituale.

Wren hüpft davon und läuft in die Küche. Ich stehe auf und gehe zur Kommode, um mir etwas zum Anziehen zu holen, wobei ich einen schnellen Blick durchs Fenster und in den Morgen hinein werfe. Die Moorlandschaft mit ihrem zerzausten Gras und den verstreuten Felsbrocken wirkt so sanft und überschaubar, wie sie sich da im frühen Tageslicht erstreckt. An diesem grauen Morgen wirkt sie wie eine ganz andere Welt. Zwangsläufig frage ich mich, ob das, was ich letzte Nacht gesehen habe, nur ein Traum war. Ob *er* nur ein Traum war.

Ich berühre mit den Fingerspitzen die Fensterscheibe, um zu testen, wie warm es draußen ist. Der Sommer neigt sich dem Ende zu und wir befinden uns in jener kurzen Zeitspanne, in der die Tage angenehm, ja sogar warm sein können, oder eben klar und kalt. Das Glas ist kühl, die beschlagene Fläche um meine Finger gleicht einem kleinen Heiligenschein. Ich ziehe die Hand zurück.

Dann gebe ich mir alle Mühe, die Locken über der Stirn zu entwirren und sie zu einem Zopf zu bändigen.

»Lexi!«, ruft meine Mutter wieder. Das Brot ist wohl fertig.

Ich ziehe mir ein langes, schlichtes, in der Taille gerafftes Kleid über. Was gäbe ich für ein Paar Hosen! Ich bin mir ziem-

lich sicher, dass sich mein Vater selbst dann noch in meine Mutter verliebt hätte, wenn sie Kniehosen und einen Jägerhut getragen hätte, selbst wenn sie bereits sechzehn, also im heiratsfähigen Alter, gewesen wäre. In meinem Alter. *Heiratsfähiges Alter*, spotte ich innerlich und betrachte verzweifelt das Paar mädchenhafte Halbschuhe. Mit ihrer hellgrünen Farbe und der dünne Sohle stellen sie einen sehr schlechten Ersatz für die alten Lederstiefel meines Vaters dar.

Ich blicke auf meine nackten Füße hinab, gezeichnet von den vielen Meilen, die sie übers unwegsame Moor gewandert sind. Ich würde lieber für immer hierbleiben und das Brot meiner Mutter austragen, lieber alt und krumm werden wie Magda und Dreska Thorne, als in Röcke und Pantoffeln gezwängt an einen Dorfjungen verheiratet zu werden. Ich schlüpfe in die Halbschuhe.

Obwohl ich fertig angezogen bin, kann ich das Gefühl nicht abschütteln, dass noch etwas fehlt. Ich drehe mich zu dem kleinen Holztisch neben meinem Bett um und atme tief durch, als mein Blick auf das Messer meines Vaters, im dunklen Lederschaft, fällt, der Griff von seiner Hand ganz abgewetzt. Ich mag es, meine schmalen Finger in die Vertiefungen zu legen, denn dann kommt es mir vor, als könnte ich seine Hand in meiner spüren. Früher habe ich es jeden Tag getragen, bis Ottos Blick zu streng wurde, und selbst dann wagte ich es manchmal noch. Offensichtlich bin ich heute mutig, denn meine Finger schließen sich um das Messer und sein Gewicht fühlt sich gut an. Ich binde es mir um die Taille wie einen Gürtel, die Schneide in ihrem Futter hinten im Rücken, und fühle mich wieder sicher. Angezogen.

»Lexi, jetzt komm schon!«, ruft meine Mutter und ich frage

mich, was um alles in der Welt die Eile soll, denn die frisch gebackenen Laibe werden sowieso abgekühlt sein, bis ich bei den Kunden ankomme. Doch dann dringt eine zweite Stimme durch die Wände zu mir durch, ein tiefes, angespanntes Murmeln, das sich in den höheren Tonfall meiner Mutter mischt. Otto. Der Geruch nach leicht verkohltem Brot begrüßt mich, als ich die Küche betrete.

»Guten Morgen«, sage ich und blicke in zwei Augenpaare, das eine blass und müde, aber doch wachsam, das andere dunkel und zwischen tiefen Furchen vergraben. Die Augen meines Onkels gleichen so sehr denen meines Vaters – dasselbe intensive Braun, umrahmt von einem dunklen Wimpernkranz. Doch während die meines Vaters stets zu tanzen schienen, sind Ottos Augen von Falten umrahmt und reglos. Er beugt sich mit hängenden Schultern nach vorn, über seinen Kaffee.

Ich durchquere den Raum, um meine Mutter auf die Wange zu küssen.

»Wird auch Zeit«, meint mein Onkel.

Wren kommt hinter mir hereingehüpft und schlingt ihm die Arme um den Bauch. Er taut ein bisschen auf und streicht ihr leicht übers Haar, doch gleich darauf ist sie schon wieder verschwunden. Otto wendet seine Aufmerksamkeit wieder mir zu, als warte er auf eine Antwort, eine Erklärung.

»Weshalb die Eile?«, erkundige ich mich, während der Blick meiner Mutter auf meine Taille und den Ledergürtel über meinem Kleid fällt. Sie sagt jedoch nichts, sondern wendet sich bloß ab und gleitet zum Ofen hinüber. Die Füße meiner Mutter berühren selten den Boden. Sie ist weder schön noch bezaubernd, außer auf jene Weise, wie es alle Mütter für ihre Töchter sind, aber sie bewegt sich mit natürlicher Anmut.

Auch das sind Morgenrituale. Der Kuss meiner Mutter. Ottos Erscheinen in unserer Küche, so regelmäßig, dass sein Schatten zu bleiben scheint. Seine ernsten Augen, während mich sein Blick erfasst und auf das Messer meines Vaters fällt. Ich warte auf seinen Kommentar, doch er schweigt.

»Du bist früh hier, Otto«, stelle ich fest und nehme mir eine Scheibe warmes Brot und eine Tasse.

»Nicht früh genug«, erwidert er. »Inzwischen ist schon das ganze Dorf auf den Beinen und redet.«

»Und worüber?« Ich schenke mir Tee aus einem Kessel neben dem Herd ein.

Meine Mutter dreht sich zu uns um, die Hände mit Mehl bestäubt. »Wir müssen in die Stadt.«

»Ein Fremder«, brummt Otto, während er in seine Tasse starrt. »Ist gestern Abend durch die Straßen gezogen.«

Ich spiele am Kessel herum, wobei ich mir fast die Finger verbrenne.

»Ein Fremder?«, hake ich nach und hindere die Kanne gerade noch am Umkippen. Also war es weder ein Traum noch ein Phantom. Es stand tatsächlich jemand dort draußen.

»Ich will wissen, was er hier will«, fügt mein Onkel hinzu.

»Ist er denn immer noch da?« Ich versuche, die Neugier in meiner Stimme zu unterdrücken. Weil ich hastig einen Schluck Tee trinke, verbrenne ich mir den Mund. Otto nickt nur kurz und leert seine Tasse. Ehe ich mir auf die Zunge beißen kann, sprudeln die Fragen heraus.

»Wo kommt er her? Hat jemand mit ihm gesprochen?«, erkundige ich mich. »Wo ist er jetzt?«

»Lexi, es reicht.« Ottos Worte durchschneiden die Wärme in der Küche. »Das sind bisher alles nur Gerüchte. Zu viele

Stimmen, die gleichzeitig schnattern.« Vor meinen Augen verwandelt er sich: Er richtet sich auf, und aus meinem Onkel wird der Dorfvorsteher, der genau weiß, welche Würde sein Amt mit sich bringt. »Ich weiß bisher nicht mit Sicherheit, wer der Fremde ist oder wo er herkommt oder wer ihm Unterschlupf gewährt hat«, fügt er hinzu. »Aber ich bin fest entschlossen, es herauszufinden.«

Also hat ihn tatsächlich jemand bei sich aufgenommen. Ich beiße mir auf die Lippe, um das Grinsen zu unterdrücken. Wetten, dass ich weiß, wer den Fremden versteckt. Was mich aber vor allem interessiert, ist, *warum*. Also trinke ich meinen zu heißen Tee in großen Schlucken und zwinge den Hitzestrom bis hinunter in meinen Magen, denn ich will unbedingt los. Ich will wissen, ob ich recht habe. Und falls ja, dann will ich vor meinem Onkel dort sein. Otto erhebt sich vom Tisch.

»Geh du ruhig schon vor.« Ich zwinge mich zu einem unschuldigen Lächeln.

Otto stößt ein raues Lachen aus. »Nein, das werde ich nicht. Nicht heute.«

Meine Miene verdüstert sich. »Und warum nicht?«

Otto sieht mich unter seinen buschigen Brauen heraus an: »Ich weiß, was du vorhast, Lexi. Du willst selbst nach ihm fahnden. Aber das werde ich nicht zulassen.«

»Was soll ich dazu sagen? Ich bin eben die Tochter meines Vaters.«

Otto nickt grimmig. »Daran besteht nicht der leiseste Zweifel. Und jetzt zieh dich an. Wir werden alle *zusammen* ins Dorf gehen.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Bin ich nicht angezogen?«

Otto beugt sich langsam über den Tisch. Seine dunklen Augen bohren sich in meine, als könnte er mich damit einschüchtern, doch seine Blicke sind lang nicht so intensiv wie die meiner Mutter, und sie drücken auch nicht annähernd so viel aus. Gelassen halte ich stand, während ich auf den letzten Akt unseres morgendlichen Rituals warte.

»Nimm dieses Messer ab. Du siehst lächerlich aus.«

Ich ignoriere ihn, esse den Rest meines Brotes und wende mich dann an meine Mutter: »Ich warte draußen im Hof, bis ihr zwei so weit seid.« Ottos Stimme erfüllt den Raum hinter mir, als ich hinausgehe.

»Du solltest sie richtig erziehen, Amelia«, mahnt er.

»Dein Bruder hat es für richtig erachtet, ihr sein Handwerk beizubringen«, erwidert meine Mutter, während sie die Brotlaibe einwickelt.

»Es schickt sich nicht für ein Mädchen, Amelia, und vor allem nicht in ihrem Alter, sich wie ein Junge aufzuführen. Und immer diese Stiefel. Genauso schlimm wie barfuß zu laufen. War sie denn in der Stadt beim Unterricht? Helena Drake kann nähen und kochen und das Haus in Ordnung halten …« Ich sehe es förmlich vor mir, wie er sich dabei mit den Fingern durch den dunklen Haarschopf fährt, dann über seinen Bart. Wie er sein Gesicht verzieht, wie immer, wenn er frustriert ist. *Nicht richtig. Nicht schicklich.*

Als es mir gerade gelungen ist, die beiden auszublenden, taucht Wren wie aus dem Nichts auf dem Hof auf. Sie gleicht wirklich einem Vogel: Fliegt während eines Wimpernschlags davon, landet beim nächsten. Wie gut, dass sie dabei Geräusche macht, denn sonst wäre ihr plötzliches Erscheinen beängstigend.

»Wo gehen wir hin?«, zwitschert sie und schlingt mir die Arme um die Taille.

»Ins Dorf.«

»Wozu?« Sie lässt mein Kleid los, damit sie sich zurücklehnen und mich ansehen kann.

»Um dich zu verkaufen«, antworte ich und bemühe mich, dabei keine Miene zu verziehen. »Oder vielleicht geben wir dich auch bloß weg.«

Mein Lächeln verrät mich.

Wren runzelt die Stirn. »Ich glaube nicht, dass wir deshalb gehen.«

Ich seufze. Das Kind fürchtet sich lange nicht so leicht, wie eine Fünfjährige das eigentlich sollte. Sie schaut an mir vorbei in den Himmel, und ich folge ihrem Blick. Die Wolken über uns ballen sich zusammen, versammeln sich, wie sie das jeden Tag tun. Wie eine Pilgerfahrt – hat mein Vater immer gesagt. Ich löse mich von meiner Schwester und drehe mich in Richtung von Ottos Haus. Dahinter liegt, von den Hügeln verborgen, das Dorf Near. Ich will so schnell wie möglich dorthin, um herauszufinden, ob meine Ahnung bezüglich des Fremden stimmt.

»Gehen wir«, ruft mein Onkel, meine Mutter im Schlepptau. Er beäugt ein letztes Mal das Messer an meinem Gürtel, grummelt aber nur vor sich hin und schreitet den Weg entlang voraus. Lächelnd folge ich ihm.

Das Dorf hat die Form eines Kreises. Zwar gibt es keine Mauer ringsherum, aber alle scheinen genau zu wissen, wo der Ort aufhört und das Land beginnt. Dazwischen schlängeln sich Steinmauern hindurch, die mir gerade so bis zum Bauch

reichen und von Unkraut und Grasbüscheln halb überwuchert sind. Sie erstrecken sich entlang der Ansammlungen aus Cottages, die über öde Hügel und Felder verteilt sind, bis man die Dorfmitte erreicht, wo die Gebäude fast schon gedrängt nebeneinanderstehen. Hier hausen die Schneiderinnen und Schreiner und all jene, die Schulter an Schulter ihre tägliche Arbeit verrichten. Die meisten Leute wohnen in der Nähe des Dorfplatzes. Niemand wagt sich hinaus aufs Moor, wenn es nicht unbedingt sein muss, aber einige Cottages, so wie unseres und das der Thorne-Schwestern, liegen in den Randgebieten verstreut, genau auf der Grenze, wo Near und das Moor aufeinandertreffen. Nur Jäger und Hexen wohnen dort draußen, sagt man.

Bald taucht die dichteste Ansammlung von Gebäuden vor uns auf. Die Steinhäuser mit ihren Holzbalken und Strohdächern drängen sich eng aneinander. Die neueren von ihnen sind von hellerer Farbe, die älteren durch Stürme, Moos und Wildwuchs verfärbt. Schmale, ausgetretene Pfade ziehen sich zwischen allem hindurch und darum herum.

Selbst aus der Ferne kann ich erkennen, dass sich im Zentrum von Near die Menschen versammeln.

Neuigkeiten verbreiten sich in einem solch kleinen Ort wie Unkraut.

Als wir den Platz erreichen, tummeln sich dort schon die meisten Dorfbewohner, tratschen und meckern durcheinander. Neuankömmlinge sondern sich in immer kleiner werdenden Grüppchen von der Masse ab – fast wie die Wolken, nur umgekehrt. Otto macht sich auf die Suche nach Bo und dem Rest seiner Männer, vermutlich um Anweisungen zu erteilen. Meine Mutter entdeckt einige der anderen Mütter und winkt

ihnen müde zu. Als sie Wrens Hand loslässt, flattert meine Schwester sofort in die Menge davon.

»Pass auf sie auf«, ruft meine Mutter mir zu. Sie selbst hat sich bereits umgedreht und schwebt auf eine Gruppe auf der anderen Seite des Platzes zu.

Eigentlich habe ich andere Pläne, doch der Widerspruch bleibt mir im Hals stecken. Meine Mutter bittet nicht. Sie wirft mir nur diesen Blick zu. Den Blick, der sagt: *Mein Mann ist tot und mein Schwager fordert schon genug, und ich habe so wenig Zeit für mich, und wenn du deiner armen alten Mutter keine Last sein willst, dann sei eine gute Tochter und kümmere dich um deine Schwester*. Alles in einem Blick. In gewisser Hinsicht ist meine Mutter eine mächtige Frau. Ich nicke und folge Wren, wobei ich die Ohren spitze und den Stimmen lausche, die um mich herum aufgeregt schnattern.

Wren führt mich an Otto und Bo vorbei, die sich leise unterhalten. Bo, ein schmaler Mann, der ein wenig hinkt, ist einige Jahre jünger als mein Onkel. Seine Nase ist lang, und obwohl ihm die braunen Locken in die Stirn fallen, wirkt sein Gesicht spitz, weil sich der Haaransatz oberhalb der Schläfen nach hinten zieht.

»… hab ihn in der Nähe meines Hauses gesehen«, sagt Bo gerade. »War noch früh genug, also nicht zu dunkel, aber spät genug, um meinen Augen nicht ganz trauen zu können …«

Wren ist inzwischen weit vorausgelaufen. Otto wirft mir einen Blick zu und weist mit dem Kopf ruckartig in ihre Richtung. Ich gehe also weiter, mache mir aber eine gedankliche Notiz: Da Bo am westlichen Ende des Dorfes wohnt, muss der Fremde Near von dieser Seite aus umrundet haben. Während ich hinter Wren her eile, komme ich an zwei Familien vorbei,

die weiter südlich wohnen. Ich verlangsame meinen Schritt und versuche, meine Schwester dabei trotzdem nicht aus den Augen zu lassen.

»Nein, John, ich schwöre, er war groß wie ein kahler Baum …«, ruft eine ältere Frau und breitet dabei die Arme aus wie eine Vogelscheuche.

»Sei nicht albern, Berth. Ich habe ihn auch gesehen, er ist alt, sehr alt, zerfällt praktisch schon zu Staub.«

»Er ist ein Geist.«

»Es gibt keine Geister! Er ist ein Halbling – halb Mensch, halb Krähe.«

»Ha! Geister gibt es also nicht, aber Krähenmenschen schon? Du hast ihn doch gar nicht gesehen.«

»Hab ich wohl, ich schwör's.«

»Es muss eine Hexe gewesen sein«, wirft eine jüngere Frau ein. Das Grüppchen verstummt einen Moment lang, ehe John energisch den vorherigen Faden wieder aufnimmt, ohne auf die Bemerkung einzugehen.

»Nein, wenn es ein Krähenwesen war, dann ist das ein gutes Omen. Krähen sind gute Omen.«

»Krähen sind furchtbare Omen! Du hast wohl den Verstand verloren, John. Ich weiß, das habe ich letzte Woche schon gesagt, aber da habe ich mich getäuscht. Heute hast du ihn wirklich verloren …«

Ich habe Wren verloren.

Ich schaue mich um, bis ich schließlich einen blonden Haarschopf in einem Kreis von Kindern in der Nähe verschwinden sehe. Als ich die Gruppe erreiche, ist meine Schwester tatsächlich unter ihnen, zwar einen Kopf kleiner als die meisten anderen, aber genauso laut und doppelt so flink.

Sie fassen sich an den Händen, um ein Spiel zu spielen. Ein Mädchen namens Cecilia greift nach Wrens Hand. Sie ist ein Jahr älter als meine Schwester, trägt einen heidekrautfarbenen Rock und scheint hauptsächlich aus Ellbogen und Knochen zu bestehen. Ein Schwarm Sommersprossen ziert wie kleine Schlammspritzer Cecilias von rotbraunen Locken umrahmtes Gesicht. Ich sehe zu, wie sie Wrens kleine Hand hin und her schwingt, bis ganz in der Nähe eine Gestalt in den Schmutz stolpert und einen leisen Schluchzer von sich gibt.

Edgar Drake, ein Junge mit weißblondem Haarschopf, sitzt im Staub und reibt seine Handflächen aneinander.

»Ist alles in Ordnung?«, erkundige ich mich. Ich knie mich neben ihn, um mir seine aufgeschrammten Hände anzuschauen. Er beißt sich auf die Unterlippe und nickt tapfer, während ich so sanft wie möglich mit den Daumen den Dreck wegwische. Edgar ist so alt wie Wren, aber während sie unverletzbar wirkt, ist er von Kratzern übersät, weil er dauernd hinfällt. Seine Mutter, die Dorfschneiderin, hat seine Kleider genauso oft geflickt wie ihn. Edgar betrachtet weiterhin traurig seine Finger.

»Was macht Helena denn«, frage ich ihn lächelnd, »damit es besser wird?« Helena ist meine engste Freundin und Edgars ältere Schwester. Sie verhätschelt ihn ständig.

»Kuss drauf«, murmelt er und kaut immer noch auf seiner Lippe herum. Ich hauche einen Luftkuss auf beide Handflächen. Ob Wren wohl auch so zerbrechlich, so entsetzt über jeden blauen Fleck oder Kratzer wäre, wenn ich sie wie ein kleines Kind behandeln würde? In diesem Moment lacht sie laut auf und ruft nach uns.

»Edgar, beeil dich!« Sie wippt auf den Zehenspitzen, wäh-

rend sie darauf wartet, dass das Spiel anfängt. Ich helfe dem Jungen auf, und er läuft so eilig zu den anderen, dass er auf halber Strecke beinahe wieder gestolpert wäre. Was für ein ungeschickter kleiner Kerl. Als er den Kreis erreicht, reiht er sich neben Wren ein, drückt ihre Hand und stupst sie mit der Schulter an.

Ich sehe zu, wie das Spiel seinen Lauf nimmt. Genau dasselbe habe ich früher auch gespielt, Tyler auf der einen Seite, Helena auf der anderen. Es beginnt mit einem Lied, dem Hexenreim. Dieses Lied existiert schon so lange wie die Gutenachtgeschichten über die Hexe von Near, und die wiederum, seit es das Moor selbst gibt. Es ist eine solch eingängige Melodie, dass es einem vorkommt, als würde der Wind selbst sie summen. Die Kinder fassen sich an den Händen. Dann drehen sie sich langsam im Kreis und singen:

Der Wind auf dem Moor, er singt mir vor
Dem Gras, den Steinen, dem Meer ins Ohr
Es sehen die Kräh'n auf der Mauer zu
Die Blumen im Hof, sie wachsen im Nu
Es gingen wir Kinder täglich zum Garten
Um die Hexe zu hören und ihr Spiel zu erwarten

Die Kinder singen schneller, während sie sich immer schneller drehen. Das Spiel erinnert mich stets daran, wie der Wind ins trockene Laub fährt und es in schwindelerregenden Kreisen herumwirbelt.

Sie sprach mit der Erde und die Erde zersprang
Sprach mit dem Wind und sein Heulpfiff erklang

Sprach mit dem Fluss und der Fluss wogte arg
Sprach mit dem Feuer und es züngelte stark
Doch der kleine Jack, der blieb da zu lang
Lauschte zu sehr dem Hexengesang.

Schneller.

Es schmückten sechs Blumen sein Totengewand
Es brannte ihr Haus, und die Hex', die verschwand
Verstoßen, vertrieben, aufs Moor hinaus
Mit der Hexe von Near, mit der ist es aus

Und noch schneller.

Die Hex' singt noch immer den Hügeln zur Nacht
Ihre Stimme ist wild, ihre Stimme ist sacht
Unterm Türspalt hindurch dringt ihre Weise
Durch das Glas klingen die Worte ganz leise
Die Hexe von Near, sie singt mir vor

Dann fängt das Lied von neuem an.

Der Wind auf dem Moor . . .

Die Worte wirbelten in der Luft, bis die Kinder schließlich erschöpft und lachend zu Boden fallen. Wer als Letzter noch steht, hat gewonnen. Wren schafft es, sich länger als die meisten anderen auf den Beinen zu halten, doch schließlich purzelt auch sie in den Staub, atemlos und lächelnd. Die Kinder rappeln sich torkelnd wieder auf und bereiten sich auf die nächste

Runde vor, doch meine Gedanken drehen langsame Kreise um den rätselhaften Fremden mit den Augen, die das Mondlicht aufzusaugen schienen, und seinen verschwommenen Umrissen.

Ich behalte Wren im Blick, während ich mich am Rand der Unterhaltungen herumdrücke. Einige Leute behaupten, die schemenhafte Gestalt gesehen zu haben, doch ich glaube nicht allen von ihnen. Es kann gut sein, dass er im Westen bei Bo vorbeikam, dann im Norden bei mir. Er scheint auf der unsichtbaren Grenze gegangen zu sein, die Near vom Moor trennt, obwohl mir nicht klar ist, wie er deren Verlauf erkannt hat.

Das Kinderlachen wird von einer vertrauten Stimme übertönt, und als ich mich umdrehe, sehe ich Helena auf einer der niedrigen Mauern sitzen, die am Rand des Platzes auslaufen. Eine Gruppe aus Männern und Frauen schart sich um sie – vielleicht die einzigen Dorfbewohner auf dem Platz, die gerade nicht reden. Genau genommen sind sie allesamt still, denn ihre Aufmerksamkeit ist auf Helena gerichtet. Sie sieht mich an und zwinkert mir zu, ehe sie sich wieder ihrem Publikum zuwendet.

»Ich habe ihn gesehen«, sagt sie. »Es war dunkel, aber ich weiß, dass er es war.«

Sie zieht ein Band aus ihrem Haar und wickelt es ums Handgelenk, während ihr die weißblonden Strähnen – dieselbe Farbe wie Edgars Schopf – über die Schultern fallen. Helena, der es nie gelingt, laut genug, mutig genug zu sein, wird vom Sonnenlicht beschienen und genießt die Aufmerksamkeit, die ihr zuteilwird, in vollen Zügen.

Ich runzele die Stirn. Sie lügt nicht. Ihre Wangen röten sich

schon beim leisesten Anflug einer Schwindelei, doch diese Worte kommen ihr flüssig und sicher über die Lippen. Ihre Wangen sind so rosig wie immer.

»Er war groß und dünn, mit dunklen Haaren, die ihm ins Gesicht hingen.«

Es wird gemurmelt. Inzwischen haben sich noch mehr Leute von anderen Gruppen gelöst und die Menschentraube ist größer geworden. Es spricht sich auf dem Dorfplatz herum, dass jemand einen ausgiebigen Blick auf den Fremden erhascht hat. Ich quetsche mich zwischen den Leibern hindurch, bis ich neben meiner Freundin stehe. Ringsherum sprudeln die Fragen nur so hervor. Ich drücke Helenas Arm.

»Da bist du ja!« Sie zieht mich an sich.

»Was ist denn passiert?«, will ich wissen, aber meine Frage wird von einem Dutzend anderen verschluckt.

»Hat er mit dir gesprochen?«

»In welche Richtung ist er gegangen?«

»Wie groß war er?«

»Jetzt lasst ihr doch ein bisschen Luft«, fordere ich. Auf der anderen Seite des Platzes habe ich über die Köpfe hinweg meinen Onkel erspäht. Er hat die wachsende Menschenmenge um Helena herum bemerkt und will prompt wissen, was da los ist. »Nur ganz kurz.« Ich ziehe Helena beiseite.

»Hast du ihn wirklich gesehen?«, zische ich ihr ins Ohr.

»Hab ich!«, flüstert sie zurück. »Lexi, er war hinreißend. Und seltsam. Und jung! Wenn du ihn nur auch hättest sehen können!«

»Ja, wenn«, flüstere ich. Es reden schon zu viele Stimmen über den Fremden, und zu viele Augen suchen ihn. Da werde ich mein Wissen erst einmal nicht preisgeben. Noch nicht.

Die Menge um uns ist weiter gewachsen und die Fragen wiederholen sich. Otto kommt über den Platz auf uns zu.

»Sag es uns, Helena.«

»Erzähl uns, was du gesehen hast.«

»Sag uns, wo er ist«, fordert eine männliche Stimme, in der etwas Ernsteres als nur Neugier mitschwingt. Bo.

Helena wendet sich wieder ihrem Publikum zu, aber ich packe sie fast schon heftig am Arm, um sie zu mir her zu ziehen. Sie schreit leise auf.

»Lexi!«, flüstert sie. »Nicht so fest.«

»Hel, das ist wichtig. Weißt du, wo er jetzt ist?«

»Und ob.« Ihre Augen funkeln. »Du nicht? Lexi, du als große Fährtenleserin wirst das doch sicher längst geschlussfolgert haben.«

Otto hat nun unsere Gruppe erreicht und tippt Bo auf die Schulter, der ihm etwas zuflüstert.

»Helena Drake«, ruft Otto über alle anderen hinweg. »Auf ein Wort.«

Sie hüpft von der Mauer, doch ich lasse ihren Arm nicht los.

»Sag's ihm nicht.«

Sie blickt über die Schulter zu mir zurück. »Warum denn nicht?«

»Du kennst doch meinen Onkel. Er will bloß, dass der Fremde verschwindet.« Dass er verschwindet und alles wird wie vorher, ungefährlich und unverändert. Sie zieht ihre hellen Augenbrauen zusammen. »Nur ein kleiner Vorsprung, Helena. Mehr verlange ich nicht. Um ihn zu warnen.«

Die Menge macht Platz für meinen Onkel.

»Guten Tag, Mr. Harris«, begrüßt Helena ihn.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Dorfplatzes ertönt

eine Glocke, gefolgt von einer zweiten, tieferen, und einer dritten, die noch tiefer ist. Der Rat. Otto hält inne und dreht sich nach dem Geläut um. Drei Männer, so alt wie Staub, warten an der Tür eines der Häuser. Sie stehen auf der Treppe, damit man sie besser sehen kann. Master Eli, Master Tomas und Master Matthew. Ihre Stimmen sind vom Alter geschwächt, deshalb benutzen sie ihre Glocken, um die Menge herbeizurufen. Eigentlich tun sie nichts außer älter zu werden. Der Rat wurde ursprünglich aus den drei Männern gebildet, die der Hexe von Near gegenübertraten und sie aus dem Dorf verstießen. Diese knochigen Männer hier auf der Treppe jedoch sind nur dem Titel nach Ratsmitglieder, Erben der Macht. Und doch liegt etwas in ihren Augen, etwas Kaltes, Stechendes, über das die Kinder flüstern und das Erwachsene den Blick senken lässt.

Die Menschen wandern folgsam zu den alten Männern hinüber. Mein Onkel runzelt die Stirn, denn er ist hin und her gerissen, ob er Helena befragen oder der Menge folgen soll. Mit einem Schnaufen dreht er sich um und geht über den Platz zurück. Helena wirft mir einen letzten Blick zu, ehe sie ihm mit wippenden Schritten folgt.

Das ist meine einzige Chance.

Ich schleiche mich an der Mauer entlang, weg von meinem Onkel und den versammelten Dorfbewohnern. Kurz bevor ich den Platz verlasse, erhasche ich noch einen Blick auf Wren und die anderen Kinder. Meine Mutter ist inzwischen bei ihr. Otto nimmt seinen Platz direkt neben den drei alten Männern ein und hat seine Dorfvorsteher-Miene aufgesetzt. Man wird mich nicht vermissen.

»Wie ihr alle gehört habt«, beginnt Master Tomas, während

das Gemurmel langsam verstummt. Er ist sogar noch einen Kopf größer als Otto, und seine Stimme trägt trotz ihrer Brüchigkeit erstaunlich weit. »Haben wir einen Fremden in unserer Mitte …«

Ich ducke mich zwischen zwei Häusern hindurch und wähle einen Pfad, der nach Osten führt.

Helena hat recht: Ich weiß tatsächlich, wo der Fremde ist.

Fast alle waren bereits auf dem Dorfplatz versammelt gewesen, als wir dort ankamen. Alle bis auf zwei. Nicht dass ihr Auftauchen dort üblich wäre. Doch die Anwesenheit eines Fremden hätte ausreichen sollen, um selbst die Thorne-Schwestern nach Near zu locken. Außer sie sind diejenigen, die ihn beherbergen.

Ich schlängele mich Richtung Osten durch die Gassen, bis die Geräusche des Dorfes verstummen und der Wind auffrischt.

KAPITEL DREI

Mein Vater hat mir eine Menge über Hexen beigebracht.

Hexen können Regen herbeirufen oder den Steinen befehlen. Sie können das Feuer lodern und tanzen lassen. Sie können die Erde bewegen. Sie haben Macht über jeweils eines der Elemente, so wie Magda und Dreska Thorne das tun. Ich habe die beiden einmal gefragt, was sie sind, und sie haben geantwortet: *alt*. So *alt* wie Gestein. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Die Thorne-Schwestern sind Hexen durch und durch. Und Hexen sind hier nicht sonderlich willkommen.

Der Trampelpfad zum Haus der Schwestern ist schmal und kaum zu erkennen, doch er verschwindet nie ganz, obwohl ihn so wenige benutzen. Der Weg hat sich selbst in die Erde eingegraben. Das Thorne-Cottage liegt auf einer Bergkuppe hinter einem kleinen Wäldchen. Ich weiß, wie viele Schritte es bis zu ihrem Heim sind, sowohl von meinem eigenen Zuhause, als auch von der Dorfmitte aus. Ich kenne sämtliche Blumen am Wegesrand, jede Erhebung und jede Senke.

Früher hat mich mein Vater dorthin mitgenommen.

Und selbst jetzt, wo er nicht mehr da ist, kehre ich immer wieder zurück. Ich war schon so oft dort, angezogen von ihrem ungewöhnlichen Wesen, um ihnen beim Unkrautjäten zuzusehen oder ihnen eine Frage oder einen fröhlichen Gruß

zuzurufen. Alle anderen Dorfbewohner kehren den Schwestern den Rücken zu, tun so, als gäbe es sie nicht, und scheinen das mit dem Vergessen ganz gut hinzubekommen. Auf mich jedoch wirken sie wie ein Magnet, mit ihrer eigenartigen Anziehungskraft. Und wann immer ich keine anderen Aufgaben habe, lenken mich meine Schritte zu ihrem Haus. Es ist dieselbe Anziehungskraft, die am Abend zuvor der Fremde draußen im Moor auf mich ausgeübt hat. Ein Ziehen, das ich nie ganz verstanden habe, doch mein Vater hat mir beigebracht, diesem Gefühl genauso zu vertrauen wie meinen Augen.

Ich erinnere mich noch daran, wie er mich das erste Mal mit zu den Schwestern genommen hat. Ich muss etwa acht gewesen sein, älter als Wren heute. Das ganze Haus roch nach Erde, würzig und schwer und frisch zugleich. Ich sehe Dreskas wache grüne Augen noch vor mir und Magdas schiefes Lächeln, ihren krummen Rücken, überall alles schief und krumm. Seit seinem Tod haben sie mich nicht mehr ins Haus gelassen.

Die Bäume scharen sich um mich, als ich das Wäldchen betrete.

Ich bleibe stehen, denn ich spüre sofort, dass ich nicht allein bin. Irgendetwas atmet und bewegt sich im Verborgenen. Ich halte die Luft an und blende den Wind und die Stille und das seufzende Moor ringsherum aus. Mit gespitzten Ohren warte ich darauf, dass ein Geräusch aus dem Flüstermeer auftaucht, lasse die Augen aufmerksam umherschweifen, ob sich irgendwo etwas bewegt.

Mein Vater hat mir beigebracht, wie man Fährten liest, was einem der Boden und die Bäume erzählen. Er hat mir beigebracht, dass alles eine Sprache hat. Wer sie versteht, kann die Welt zum Sprechen bringen. *Das Gras und die Erde stecken*

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Victoria Schwab

Verflucht
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-53431-5

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: April 2013

Schau der Hexe nicht in die Augen!

Das Moor, das gleich hinter ihrem Haus anfängt, hat die 16- jährige Lexi schon immer als Bedrohung empfunden. Ebenso die Geschichten von der Hexe, die dort seit Urzeiten leben soll … Als ein fremder Junge im nächtlichen Nebel vor ihrem Fenster auftaucht, ahnt Lexi, dass etwas Unheimliches geschehen wird. Und tatsächlich: Etliche Kinder aus dem Dorf verschwinden spurlos. Ihre Eltern verdächtigen schon bald den fremden Jungen, der wie ein Spuk mal hier, mal da erscheint. Doch Lexi weiß, dass etwas anderes dahintersteckt – etwas, das aus dem Moor kommt …

Der Titel im Katalog